

ist {auch sein mag}, das beweist nichts gegen ihre Erdichtetheit: es kann etwas Lebensbedingung u trotzdem falsch sein.⁴⁷

3.2. Mensch und Maske im Spiegel der Sprache

Die *Denkfigur* der Maske auf Nietzsches postontologische Konzeption des Subjekts anzuwenden, heißt zunächst, bestimmte Mechanismen des Rückfalls anzuerkennen. Diese resultieren v.a. aus dem folgenreichen Übertragungsgeschehen grammatischer Strukturen auf den empirischen Menschen. Zwar ist der Mensch – unter der Prämisse des Heraklitischen $\pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha \rho\epsilon\acute{\iota}$ – als beständig werdendes, mithin sich beständig transformierendes entworfen, dem keine Einheit, sondern Vielheit zukommt.⁴⁸ In diesem Sinne wird er verstanden als ein Maskenspiel, das aus einem fortwährenden Abtauschen von Masken besteht, ohne dass hinter einer Maske sein ›wahres Ich‹, sein ›Wesenskern‹ oder seine ›wirkliche Identität‹ ausfindig zu machen wäre. Gibt man diese Überlegungen jedoch zu, erscheint es mehr als erstaunlich, weshalb und wie sich der Mensch überhaupt als etwas Gleichbleibendes wahrzunehmen gelernt hat. Der in prähistorischer Zeit begonnene, jahrtausendelange Entstehungsprozess dessen, was wir Bewusstsein, Gedächtnis, Denken oder Geist nennen, mag einerseits von zentraler Bedeutung gewesen sein. Nicht minder aber steht die Entwicklung der Sprachen damit in Verbindung: Sieht man nämlich das Konzept der jedem Menschen gegebenen, unsterblich-ewigen, unteilbar-einen Seele als eine Folge des Sprachgebrauchs und nicht als seine Ursache, indem etwas Vorgefundenes einfach benannt worden wäre, verschiebt sich der Fokus.⁴⁹ Für Nietzsches Subjekt-Verständnis jedenfalls ist die so beschriebene ›Seele‹ eine der ersten Bastionen, die mit dem ›Tod Gottes‹ fallen muss, weil sie ihrer Glaubwürdigkeit beraubt ist. Insofern sie jedoch die in ihrem alltäglichen Gebrauch kaum mehr reflektierten grammatischen und sprachlichen Irrtümer auf ihrer Seite hat,

47 Umschrift nach KGW IX 4, W I 3, S. 108f.; Nachlass 1885, 35 [35], KSA 11, S. 526.

48 Zu einer Kritik der Vorstellung des Individuums als Einheit im Zusammenhang mit einer Widerlegung der Vereinbarkeit von Ethik und Ästhetik bei Nietzsche vgl. Claus Zittel: Ästhetisch fundierte Ethiken und Nietzsches Philosophie. In: Nietzsche-Studien, Bd. 32, 2003, S. 103-123. Unter Bezugnahme auf Nietzsches Modell des Menschen als in sich divergenter Organismus, mit einer Vielheit von Kräften und dessen Herrschermetaphorik, die oft als Restitution des autonomen Subjektbegriffs missverstanden wird, konstatiert Zittel: »Der Herrscher ist nur ein Spielball im Zusammenspiel der Triebe, allenfalls ein Mitspieler.« (ebd. S. 109). Ausführlicher hierzu vgl. Kapitel 4.1.

49 Zur ontologischen Struktur des Sprachgebrauchs und zu Nietzsches Gegenentwurf bis heute instruktiv Josef Simon: Sprache und Sprachkritik bei Nietzsche. In: Matthias Lutz-Bachmann (Hg.): Über Friedrich Nietzsche. Eine Einführung in seine Philosophie, Frankfurt a.M. 1985, S. 63-97 und ders.: Grammatik und Wahrheit. Über das Verhältnis Nietzsches zur spekulativen Satzgrammatik der metaphysischen Tradition. In: Nietzsche-Studien, Bd. 1, 1972, S. 1-26.

scheint ein Vertrauensentzug umso schwieriger. Als grundlegende These kann dabei gelten, dass etwa die Selbstbezeichnung ›ich‹ vorwiegend dazu dient, im Strom allgegenwärtiger Transformationen ›etwas‹ festzuhalten und aus dem Zeit- und Werde-Fluss gleichsam ein Selbst ins Sein zu heben.

Nietzsche thematisiert wenigstens zwei gegenläufige Mechanismen, die aus dem Wandel und aus der Vielheit heraus wieder in eine (fiktive) Einheit zurückstreben. Das ist erstens das, was unter dem Stichwort der Gewohnheiten der Grammatik firmiert, zweitens das Selbsterleben des Körpers als Einheit. Letzteres ist in Nietzsches Schriften weniger präsent, doch in einer Notiz aus dem Nachlass in aller Deutlichkeit formuliert:

Daß die Katze Mensch immer wieder auf ihre vier Beine, ich wollte sagen auf ihr Eines {Bein} ›Ich‹ zurückfällt, ist nur ein Symptom seiner physiolog. ›Einheit‹, ~~↳~~ **Gesamt-Beherrschung**, {richtiger ›Vereinigung‹}: kein Grund, an eine ›seelische Einheit‹ zu glauben.⁵⁰

Die Rede von einer körperlichen »Einheit« erfährt hier sofort eine Korrektur und wird in den Gedanken der »Vereinigung« überführt. Dieser Moment spiegelt die grundlegende Überzeugung Nietzsches wider, wonach weder von einer psychischen noch von einer physischen Einheit gesprochen werden kann, sondern hier wie dort das Zusammenwirken mehrerer Teile anzunehmen ist. Dies kommt in Wendungen zum Ausdruck, die etwa den Leib als einen »Gesellschaftsbau vieler Seelen«, mithin als Ort verschiedenen Drängens und Wollens, oder den Menschen als »Subjekts-Vielheit« und »Gesellschaftsbau der Triebe und Affekte« beschreiben.⁵¹ Häufiger lassen sich indes Beispiele finden, in denen Nietzsche die Sprache und im speziellen ihre grammatischen Konstrukte für den fortbestehenden Glauben an Beständigkeit und Autonomie des Subjekts verantwortlich macht:

Ehemals nämlich glaubte man an »die Seele«, wie man an die Grammatik und das grammatische Subjekt glaubte: man sagte »Ich« ist Bedingung, »denke« ist Prädikat und bedingt – Denken ist eine Thätigkeit, zu der ein Subjekt als Ursache gedacht werden muß.⁵²

Der zitierte Text arbeitet zudem mit einem rhetorischen Trick, den Nietzsche verschiedentlich anwendet, wobei zur Plausibilisierung eines Arguments dasselbe als bereits allgemein akzeptierte Erkenntnis verhandelt wird. Hier ist die Form die

50 Umschrift nach KGW IX 2, N VII 2, S. 137; Nachlass 1885-1886, 1[72], KSA 12, S. 29.

51 Vgl. JGB 19, KSA 5, S. 33 und JGB 12, KSA 5, S. 27. Dass Nietzsche außerdem begriffliche Alternativen anbietet, indem er die neue Konzeption des Menschen als Vielheit auch in eine Pluralität der Namen einschreibt, wird im Kapitel 4.2 erörtert werden.

52 JGB 54, KSA 5, S. 73.

eines Narrativs, das den Seelen-Glauben eher beiläufig als Relikt einer längst vergangenen Zeit vorstellt und das freilich im Widerspruch zur andernorts geäußerten Kritik an demselben steht. Auf diese Weise aber wird die zukünftige bzw. für eine kommende Zeit erhoffte Allgemeingültigkeit und Alltäglichkeit dieses Urteils geradezu herbei erzählt und zusätzlich suggeriert, dass keine Notwendigkeit für ein Fortleben des Seelen-Glaubens bestünde.

Wenn also bestimmte Mechanismen dazu geeignet sind, die Einsicht in die allgegenwärtigen Transformationsprozesse immer wieder zu durchkreuzen, wenn zudem der einflussreichste dieser Mechanismen etwas so umfassendes wie die Sprache ist, durch die die Folgen dieser Einsicht aufschiebbar bleiben – dann können allenfalls starke Gegengewichte auf der Waage der Erkenntnis Abhilfe schaffen. Nietzsche steht dabei freilich nichts anderes zur Verfügung als eben jene Sprache, die sich immer wieder anfällig für bestimmte metaphysische und ontologische Implikationen erweist. Jede sprachliche Äußerung ist in diesem Sinne gleichsam kontaminiert.

Als einer der folgenschwersten, wenn auch immens produktiven Irrtümer kann die Gewohnheit angesehen werden, nach der wir uns ein gleichbleibendes ›Ich‹ zuschreiben, wobei diese Autosuggestion sowohl die Selbstwahrnehmung als auch das Verhalten beeinflusst. Indem wir auf diese Weise fortwährend die Annahme bestärken, wir seien mit einem festen Charakter oder einer unveränderlichen Seele ausgestattet, kommen Zweifel über ein Zutreffen dieses Modells gar nicht erst in Betracht. Es liegt auf der Hand, dass diese Ansicht ihre überzeugendsten Fürsprecher in bestimmten grammatischen Regeln, in den Personal- und Possessivpronomina hat. Selbst das säkulare, aufgeklärte, post-theistische Selbstbild ist kaum je über metaphysische Begründungsfiguren solcher Art wie die des autonomen Subjekts hinausgekommen.

In der Tat beschreibt Nietzsche gerade die ›Erfindung‹ des Subjekts als eine folgenreiche Verwechslung auf der strukturellen Ebene: Da die Satzstruktur der meisten Sprachen auf einem Ineingangreifen der grammatischen Kategorien Subjekt, Prädikat und Objekt basiert, sind gewisse Denknötenlichkeiten zunächst erst einmal unausweichlich. Die aus diesen Strukturen entstandenen Denkwänge jedoch – dass Subjekte auch außerhalb der Sprache existieren müssen – hält Nietzsche, wie in der Folge jede Ontologie und jeden Substanzbegriff, für ein bloßes sprachinduziertes Missverständnis. Ein solches Fehlgreifen des Intellekts spiegelt sich auch in der unhinterfragten Folgerichtigkeit wider, mit der wir von uns selber sprechen: Wenn ich zu unterschiedlichen Zeiten etwa sage ›ich denke‹, bleibt dieses ›ich‹ sich als Wort gleich, genauso wie mein Name gleichbleibt, während ›ich‹ mich dagegen immerfort wandle. Die stets identischen Mechanismen jedes gesprochenen Satzes, jedes geschriebenen Briefes, jedes Textes, jedes Gedankens scheinen die innere Konsistenz und das zeitliche Überdauern eines Subjekts zu bestätigen. Daher rühren denn auch Nietzsches vielzählige Warnungen vor der Verführungskraft der

Sprache, soll doch das wiederholte Thematisieren ihrer verfälschenden Potentiale genau dafür sensibilisieren und bestenfalls dagegen immunisieren.

Doch auch hinsichtlich anderer Aspekte wird das aus den grammatischen Strukturen abgeleitete Subjekt-Konzept widerlegt. So wird etwa die Diskrepanz zwischen den limitierten Möglichkeiten der Benennung innerer Vorgänge und einer demgegenüber viel verschlungeneren Welt der Empfindungen aufgezeigt. Scheinbar eindeutige Worte, wie Zorn, Freude, Liebe, Schmerz etc. stellen allenfalls »Namen für extreme Zustände« dar und sind weniger ein Garant für Selbsterkenntnis, als sie vielmehr das Problem verschleiern, denn: »Wir sind Alle nicht Das, als was wir nach den Zuständen erscheinen, für die wir allein Bewusstsein und Worte – und folglich Lob und Tadel – haben, wir verkennen uns nach diesen gröberen Ausbrüchen, die uns allein bekannt werden.«⁵³ Zudem stellt Nietzsche der Selbst- und Seinsgewissheit des cartesianischen *cogito* mit Nachdruck die beachtlichen Auswirkungen unbewusster Vorgänge entgegen. Er thematisiert sie u.a. mit dem Verweis darauf, »dass ein Gedanke kommt, wenn ›er‹ will, und nicht, wenn ›ich‹ will; so dass es eine Fälschung des Thatbestandes ist, zu sagen: das Subjekt ›ich‹ ist die Bedingung des Prädikats ›denke‹. Es denkt.«⁵⁴ In diese Formel ist nun in äußerster Verknappung die These eingetragen, nach der dem menschlichen Bewusstsein und verstandesmäßiger Autonomie lediglich ein verschwindend geringer Anteil gegenüber instinktiven, intuitiven und unbewussten Prozessen zukomme.⁵⁵ In einem weiteren Schritt wird nun die nächste Konsequenz aus den sprachkritischen Überlegungen gezogen mit dem Ziel, die Implikation eines aktiven ›Täters‹ in der Subjekt-Prädikat-Relation zu dekonstruieren und stattdessen den Fokus auf den Prozess des Tuns zu richten:

Zuletzt ist schon mit diesem »es denkt« zu viel gethan: schon dies »es« enthält eine A u s l e g u n g des Vorgangs und gehört nicht zum Vorgange selbst. Man schliesst hier nach der grammatischen Gewohnheit »Denken ist eine Thätigkeit, zu jeder Thätigkeit gehört Einer, der thätig ist, folglich –.«⁵⁶

53 M 115, KSA 3, S. 107f.

54 JGB 17, KSA 5, S. 31. Vgl. auch M 116 und JGB 16.

55 Vgl. zum Aspekt des Unbewussten bei Nietzsche den Tagungsband von Jutta Georg; Claus Zittel (Hg.): Nietzsche Philosophie des Unbewussten, Berlin/Boston 2012. In ihrem Vorwort schreiben die Herausgeber: »Mit der Kritik am traditionellen Bewusstseinsbegriff fallen aber auch die etablierten Trennlinien zwischen Unbewusstem und Bewussten, ja mehr noch, jeder Versuch einer Grenzziehung erweist sich selbst als zwangsläufig fabelhafte Einheiten konstruierende Tätigkeit. Nietzsches Philosophie des Unbewussten kennzeichnet daher stets die Selbstreflexion auf die eigenen Setzungen, deren hypothetischen Status und tentative und konstruktive Verfahren er durch den Einsatz vielfältiger literarischer Mittel transparent macht.« (ebd. S. 4).

56 JGB 17, KSA 5, S. 31. Bemerkenswert ist der mit einem Gedankenstrich markierte Abbruch des Gedankenganges, wodurch dessen Weiterführung dem Leser überantwortet wird. Die in

Diese Operation gehört zu den wichtigsten und folgenreichsten Auswirkungen von Nietzsches Sprachphilosophie, markiert sie doch den Knotenpunkt der drei Bereiche Subjekt-, Sprach- und Ontologiekritik. Stellvertretend für alle anderen Fälle, wird das Problem exemplarisch anhand des für die Philosophiegeschichte bedeutenden *cogito*-Satzes aufgezeigt, in den die Illusion eines autonomen Subjekts als eines Handelnden außerhalb der Handlung eingeschlossen ist. Nietzsche hält dagegen: »Aber es giebt kein solches Substrat; es giebt kein ›Sein‹ hinter dem Thun, Wirken, Werden; ›der Thäter‹ ist zum Thun bloss hinzugedichtet, – das Thun ist Alles.«⁵⁷ Was es jedoch mit Sicherheit gibt, so ließe sich ergänzen, sind die Eingriffe des Menschen, sind die Stillstellungen im Wandel, ist das aus dem Werdefluss Festgehaltene. Es scheint also, dass ein Großteil dessen, was das Selbstbild des Menschen ausmacht (Bewusstsein, Denken) und was für ihn Bedeutung hat, weil es Sinnstiftungen leistet, solche geschaffenen Oberflächen als das Stillgestellte und Festgewordene sind. Für Nietzsche jedenfalls haben sie den Status von Fiktionen:

Warum dürfte die Welt, die uns etwas angeht –, nicht eine Fiktion sein? Und wer da fragt: »aber zur Fiktion gehört ein Urheber?« – dürfte dem nicht rund geantwortet werden: Warum? Gehört dieses »Gehört« nicht vielleicht mit zur Fiktion? Ist es denn nicht erlaubt, gegen Subjekt, wie gegen Prädikat und Objekt, nachgerade ein Wenig ironisch zu sein? Dürfte sich der Philosoph nicht über die Gläubigkeit an die Grammatik erheben?⁵⁸

Entsprechend erzwingt die konzeptionelle Umstellung von einer Philosophie des Seins auf eine Philosophie des Werdens auch einen neuen Umgang mit den Begriffen, die seither dafür verwendet wurden, den Menschen zu beschreiben. Denn die Art und Weise, in der er bislang ›begriffen‹ worden ist, scheint unzulänglich. Nietzsches Ausweg aus der sprachverschuldeten Unmündigkeit besteht – es ist bereits angedeutet worden – auch im Falle der Subjekts-Problematik in einem besonderen Umgang mit dem Medium Sprache. Einerseits, indem vielerorts der verhängnisvolle Zusammenhang von Sprache und Subjekts-Glaube kritisch thematisiert wird, was anhand der obigen Zitate verdeutlicht werden sollte. Andererseits, indem durch experimentelle Sprachspiele, eingestreute Wendungen und ungewohnte Bezeichnungen ein Aufbrechen der alten Muster und Denkweisen erprobt wird, auch ganz ausdrücklich dort, wo das Subjekt nicht explizites Thema ist. So findet sich etwa das ›Ich‹ an einer Stelle als »synthetischen Begriff[]«⁵⁹ benannt oder die ›An-

wörtlicher Rede zitierte grammatische Gewohnheit wäre also in etwa zu ergänzen: folglich gibt es jemanden, der denkt und folglich gibt es das Subjekt.

57 GM I, 13, KSA 5, S. 279.

58 JGB 34, KSA 3, S. 54.

59 JGB 19, KSA 5, S. 33.

eignungslust des Ichgefühls« thematisiert.⁶⁰ Beide Methoden tragen im Zeichen einer *Denkfigur* der Maske dazu bei, die Wunde, die die Kritiken des Subjekts, der Sprache und der Metaphysik schlagen, beständig offen zu halten, um dadurch die Mechanismen des Rückfalls auszuhebeln. Die entsprechenden sprachlichen Hilfsmittel gelten mithin als regulative Fiktionen, die in der Logik vom Zeigen des Zeigens etwas bedeuten, was sie jedoch gleichzeitig in seiner Artifizialität markieren und gleichsam mit einem Ausrufungszeichen als Warnung versehen: Achtung: Fiktion! Achtung: Illusion! Dadurch wird ein Operieren mit Sprachnotwendigkeiten im Bewusstsein um ihre grundsätzliche Unzulänglichkeit ermöglicht und ihr Einsatz als das menschliche Leben konstituierende Fiktionen transparent gemacht.

Außerdem ist gerade die Maske als Denkfigur bestens dafür geeignet, den oben beschriebenen Mechanismus des Fest- und Stillstellens sichtbar zu machen: Damit es im permanenten Werden ein ›Sein‹ überhaupt geben kann, müssen die fortwährenden Transformationsprozesse an einem bestimmten Punkt gewissermaßen ›angehalten‹ werden. Was dann zu sehen ist, ist funktionaläquivalent mit der Oberfläche der Maske (mit dem, was sie zeigt). Dass es eine Stillstellung ist, also eine aus der Vielheit ineinander übergehender Momente herausgehobene und daher nur hypothetische Einheit als einer Momentaufnahme, dem entspricht die *Denkfigur* mit der den Masken grundsätzlich zueigenen Dynamik ihrer Vorläufigkeit, die durch das Abtauschen von Masken Variabilität immer schon voraussetzt. An diesem Punkt fließen nun die Aspekte und Konsequenzen von Nietzsches Sprachkritik (das Ich als grammatisch bedingter Trugschluss und notwendige Illusion), seiner Metaphysikkritik (Falschheit der Substanzontologie; Prävalenz des Werdens gegenüber dem Sein) und Subjektkritik (keine unsterbliche Einheit einer ›Seele‹; keine Autonomie eines ›Subjekts‹) zusammen. Die Maske als *Denkfigur* kann dabei als Klammer angesehen werden, durch die die verschiedenen Elemente sowohl miteinander verbunden wie aufeinander bezogen sind.

Zuletzt sei eine weiterführende Überlegung gestattet. Neben dem Subjektkonzept theologischer Provenienz entzieht Nietzsche auch den eher säkular ausgerichteten Denkbewegungen in der Tradition der Aufklärung das Vertrauen. Deren Menschenbild zeichnete die Überzeugung aus, den Menschen in seiner Autonomie begründen, ihm freies Denken und Handeln, sowie uneingeschränkt Verantwortung und Zurechnungsfähigkeit zuschreiben zu können. Denn gerade der autonome Charakter des Selbst, seine Unabhängigkeit und nicht mehr die gehorsame Gottes- und Schicksalsergebenheit galten nun als das Unhintergehbare. Doch auch diese Prämissen sind von Nietzsches Denken so grundsätzlich infrage gestellt

60 M 285, KSA 3, S. 217. Eine ausführliche Diskussion dieses Aphorismus wird im Kapitel 4.1 unternommen.

worden, dass sie das menschliche Selbstbild nachhaltig erschüttern konnten.⁶¹ In dem etwa die Dynamik einer Stärke-Schwäche-Skala des Willens gegen das Modell von Willensfreiheit oder -unfreiheit gestellt wird, wie oben beschrieben, scheinen auch ethische Konzepte dynamisiert zu werden. Eine der wichtigsten daraus resultierenden Hauptfragen ist in der Tat ein normatives bzw. ethisches Problem, das Nietzsches Philosophie zwar vorbereitet, dessen Folgen gesellschaftlicher Tragweite sie jedoch nicht in Gänze darzustellen vermag. Denn den in der Ethik, aber auch in der Rechtsprechung so eminent wichtigen Konzepten – wie Verantwortung, Willensfreiheit als die Freiheit so oder anders zu handeln – wird als ontologischen Setzungen und moraltheoretischen Voraussetzungen von Nietzsche unwiderruflich der Boden entzogen. Sie können hier allenfalls in den Kreis der unerlässlichen konstitutiven Fiktionen, als soziale Regulative aufgenommen und, frei nach Nietzsche, ›normative Fiktionen‹ genannt werden. Der diesem Konzept inhärente Mechanismus ist so latent wie erstaunlich: Weil sich der Mensch permanent selbst ein zu Handlungen ermächtigendes Bewusstsein zuschreibt und ein zu freien, selbstverantwortlichen Entscheidungen fähiges Vermögen beansprucht, handelt er auch tatsächlich verantwortungsvoll. Er ist, mit Nietzsche, das Tier, »das v e r s p r e c h e n d a r f«. ⁶² Ein Tier, das sich das Versprechen-Können angezchtet hat und es darum auch praktiziert. In eben dem Maße, wie wir erkennen, dass die von einem ›Täter‹ ausgeführte, autonome und willensfreie Handlung nicht existiert – im selben Maße erkennen wir auch die Notwendigkeit und Leistungsfähigkeit von Konzepten wie dem freien Willen, der Verantwortung und von ethischen Normen überhaupt. Diese normativen Fiktionen wirken permanent als mächtige kollektive Selbst-Illusionierungen und gerade von Nietzsche lernen wir, dass der Mensch solcher Illusionen am wenigsten entbehren kann. Denn selbst dort, wo Nietzsche ethische Maßstäbe hinterfragt, geht es ihm doch nie darum, diese (Selbst-)Verbindlichkeiten des Menschen ganz abzuschaffen oder die Lebenswirklichkeit davon zu befreien. Daraus ergibt sich nun, dass die Geltung moralphilosophischer Konzepte, wie dem der Verantwortung, der Willens- und Handlungsfreiheit, absolut lebensnotwendig als Bedingung unserer Kultur ist – dass die Zeit aber, in der

61 Nicht zuletzt ist diese Erschütterung an den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen abzulesen, die sich mit dem ›Tod des Subjekts‹ beschäftigen und anschließend diesen wieder vehement infragestellen, dem ›Subjekt‹ zu neuem Leben verhelfend. Vgl. z.B. Herta Nagl-Docekal; Helmuth Vetter (Hg.): Tod des Subjekts? Wien/München 1987; Hermann Schröder (Hg.): Das Verschwinden des Subjekts, Würzburg 1994; und insbesondere Stefan Deines; Stephan Juenger; Ansgar Nünning (Hg.): Historisierte Subjekte – Subjektivierte Historie. Zur Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit von Geschichte, Berlin 2003 worin vielfach eine ›Rückkehr‹ des todegeglaubten Subjekts beschworen wird. Bereits Langer zieht eine Parallele zwischen den ›Toden‹ Gottes, des Autors und des Subjekts. Vgl. Daniela Langer: Wie man wird, was man schreibt, Paderborn/München 2005, S. 31ff.

62 GM II, 1, KSA 5, S. 291.

sie Anspruch darauf erheben konnten, unmittelbare Gewissheiten oder unwidersprochene Wahrheiten zu sein, endgültig vorbei sein dürfte.

3.3. Mit der Sprache gegen die Sprache – Nietzsches Schreibstrategien

Nach diesen Überlegungen ist zunächst folgendes festzuhalten: Es sind die der Sprache inhärenten Strukturen, die zu solchen irreführenden, aber kulturell eingespielten und deshalb lebensnotwendig gewordenen Annahmen über Subjektivität verleiten. Doch sind es eben diese der Sprache inhärenten Strukturen, die von Nietzsche fortwährend thematisiert werden, wobei die Sprache wiederholt als Irrtümer schaffendes und gleichzeitig unbedingten Glauben einforderndes Medium ausgewiesen wird. Menschen scheinen grundsätzlich dazu geneigt, aus Gewöhnung an die grammatischen Strukturen, die von ihnen erzeugten Kategorien ebenso für wahr zu halten, wie die daraus resultierenden irrümlichen Schlussfolgerungen. Nach Nietzsche aber ist die Anwendung der Kategorie des Wahren auf die schon in ihrer Entstehung mehrfachen Übertragungsmechanismen unterworfenen Sprache grundsätzlich fragwürdig und dazu geeignet, andere Arten von Erkenntnissen und Welt-Auslegungen überhaupt zu blockieren.⁶³ Da die grammatischen Strukturen und die Funktionsweise der Sprache aber faktisch unhintergebar sind, bleibt als einzige Lösung, in der Sprache und aus der Sprache heraus gegen sie anzugehen. Ein in den Texten Nietzsches vielerorts spürbares Anliegen ist daher, sich so oft als möglich jenseits dieses Glaubens an die Grammatik zu bewegen. Die hierbei angewandten Techniken spiegeln den Impuls wider, eine Art fröhliches Misstrauen und übermütiges Zweifeln durch die Sprache in die Sprache zu bringen. Oben wurde die Denkfigur der Maske charakterisiert als ein Modus, der im Zeigen des Zeigens die Künstlichkeit einer Sache betont und dadurch darauf hinweist, inwiefern sie als konventionelle Fiktion wirksam wird. Wohl wissend um den Umstand, dass es kein sinnvolles »Jenseits« der Sprache und ihrer Regeln gibt, präsentiert uns Nietzsche eine ironische, spielende Sprache, die dann am deutlichsten ihr Anliegen vertritt, wenn sie die als fehlerhaft erkannten Strukturen der Grammatik selbst thematisiert. Beispielsweise, indem auf das grammatische Geschlecht der Worte verwiesen wird und etwa die Wahrheit als Weib und Frauenzimmer (JGB, Vorrede) sowie die Vernunft als »Weibsperson« (GD, Vernunft, 5) be-

63 Vgl. hierzu JGB 20: »Gerade, wo Sprach-Verwandschaft vorliegt, ist es gar nicht zu vermeiden, dass, Dank der gemeinsamen Philosophie der Grammatik – ich meine Dank der unbewussten Herrschaft und Führung durch gleiche grammatische Funktionen – von vornherein Alles für eine gleichartige Entwicklung und Reihenfolge der philosophischen Systeme vorbereitet liegt: ebenso wie zu gewissen andern Möglichkeiten der Welt-Ausdeutung der Weg wie abgesperrt erscheint.« (JGB 20, KSA 5, S. 34).